

Strohwaren und Phantasiegeflechte für die Hutfabrikation an der Schweizerischen Landesausstellung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Article

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 40

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bei der jungtürkischen Bewegung und der Verfolgung der Armenier in Kleinasien. Der gleiche Geist, welcher in furchtbaren Zeiten Heimatlosen und Verfolgten eine Freistätte in der Schweiz und nicht zum wenigsten in Bern geschaffen hat, waltet auch heute noch an den Ufern der Aare.

Die rege Teilnahme am öffentlichen Wohl drückt sich auch im kirchlichen Leben aus, in welchem ebenfalls freiheitliche Zustände herrschen. Die evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Bern, der jeder auf dem Territorium einer evangelischen Gemeinschaft Geborene ohne weiteres angehört, ist keine Bekenntniskirche. Die positive Richtung innerhalb derselben entspricht etwa der gemäßigten liberalen im Deutschen Reich, während der orthodoxe Geist des strengen Dogmatismus hier unbekannt ist. Frei und geachtet steht die römisch-katholische Kirche, steht die christlich-katholische Kirche da und entfalten sich ohne nennenswerte Hemmungen die verschiedenen Bekenntnisse. Auf kirchlichem

und religiösem Gebiet genießt alles Freiheit und Rechtsschutz, was nicht gegen Sitte und Ordnung verstößt; Störungen der Duldsamkeit sind seltene Ausnahmen und nie von langer Dauer.

Wenn der Fremde es versteht, die Gastfreundschaft zu würdigen, wenn er die Gefühle der Schweizer achtet, so wird er stets alle Türen offen finden und sich hier binnen kurzer Frist heimisch fühlen. Nur wenn ein Ausländer aus einer abweichenden politischen oder sonstigen Ueberzeugung das Recht ableitet, an schweizerischen Einrichtungen öffentlich herabsetzende Kritik zu üben und sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, ist der Schweizer mit Recht empfindlich. Auch sprachliche Eigenarten, zu deren Kritik die Sprachgemeinschaft der einzelnen Teile der Schweiz mit ihren Nachbarländern leicht verführt, sollten unangestastet bleiben.“

H. C.

Strohwaren und Phantasiegeflechte für die Hutfabrikation an der Schweizerischen Landesausstellung.

Unsere Ausstellung besteht aus lauter Ueberraschungen. Wir können irgendwo anfangen, um den Satz bestätigt zu finden. Bedingung ist bloß, daß wir die Augen aufmachen und zu sehen uns bemühen. So z. B. die Ausstellung der aargauischen Strohindustrie, die gleich am Eingang zur Gruppe Bekleidung und Textilindustrie ihren Platz erhalten hat. Wer, außer den Fachleuten und einigen Eingeweihten wußte denn von den wundersamen Spitzen, Fransen, Bordüren, die einst aus Stroh und Rohhaar, Hanf und Baumwollgarn geflochten worden? Sozusagen Niemand. Und sie wären begraben und vergessen worden, wenn sie uns nicht der achteckige Pavillon der vereinigten aargauischen Strohindustriellen wieder ins Gedächtnis rief und dabei sagte: „Seht, ihr Heutigen, ihr tut so wichtig mit dem Bilden und Schmücken; wir aber haben gestrebt, gebildet und verziert, lange bevor ihr daran dachtet, Ähnliches zu tun.“ Eines ist schon wahr: gegenüber der heutigen Strohverarbeitung zeichnet sich die alte durch eine viel temperamentvollere Phantasie im Formen von Dingen aus. Aber was wollt ihr; beide, die alte, vergangene und die heutige, bestehende, sind Kinder ihrer Zeit und geben ein typisches Bild von der Laune der Mode, die wechselt, wie das Wetter. Wenn dem nicht so wäre, könnte auch die heutige aargauische Strohindustrie durch ihre mannigfaltigen Erzeugnisse die Welt in Staunen versetzen. Der Vorwurf trifft eigentlich ein bißchen unsere Frauen, die die Mode verbreiten helfen. Indem ihnen die einfärbigen, strohbraunen Spitzen und Bordüren auf die Nerven gingen, haben sie eine ganze schöne Hausindustrie um die Ecke gebracht.

Geschichtlich wird die aargauische Strohindustrie als eine der ältesten Industrien der Schweiz überhaupt bezeichnet. Urkunden aus den Jahren 1743 bis 1744 erzählen von einigen hundert Arbeitern, die Strohgeflechte anfertigten und dabei ihr Auskommen fanden. Gearbeitet wurde zu Hause. Während mehr als 100

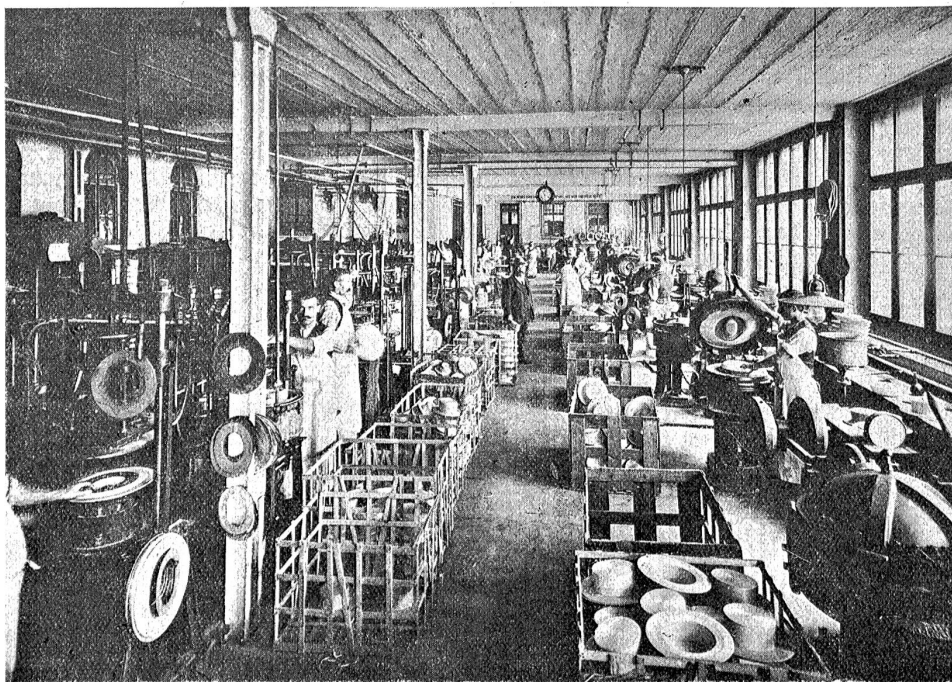
Jahren war Roggenstroh das einzige Rohmaterial, das zur Verarbeitung gelangte; heute wird neben diesem noch das Stroh der Gerste, des Weizens und des Reises verwendet.

Der Ursprung der Strohflechterei als Fabrikindustrie geht in die Jahre 1850—60 zurück. Als man nämlich gelernt hatte, Stroh und Rohhaar zu Schnürchen zu drehen, Geflechte aus geknüpftem Rohhaar, geknüpftem Hanf und glaciertem Baumwollgarn herzustellen, kam man auf die Bordürenweberei und mit dieser, der Verbilligung der Fabrikationserzeugnisse wegen, auf den Maschinenbetrieb. Mit jener Zeit fällt auch der Beginn der Holzpläneverwendung für einfachere Handgeflechte zusammen.

Kehren wir zu den wunderbaren Kunstgebilden aus Rohhaar und Strohcordonnets zurück, die schon 1896 in Genf hohes und berechtigtes Aufsehen erregten, und die heute sozusagen aus dem Handel fast vollständig verschwunden sind. Gleich im ersten Fenster des achteckigen Pavillons sehen wir eine sorgfältig getroffene Auswahl mustergültiger



Bilder aus der Strohhutfabrikation: Nähsaal der Firma H.-G. J. J. Sijchers Söhne in Dottikon.



Bilder aus der Strohhutfabrikation: Präbjaal der Firma H.-G. J. J. Sifers Söhne in Dättlikon

Arbeiten. Ornamentale Gebilde, die der Phantasie den weitesten Spielraum lassen und die das Staunen aller Besucher in höchstem Grade erregen: kunstvolle Lampenuntersätze, Kragenverzierungen mit Seitenketten als Einschlag und riesengroße Schmetterlinge, die als Beleber der Kragenenden gedient haben mögen. Andere Schmetterlinge sind mit kleinen farbigen Gläsern, mit Perlen usw. verziert und dienen als Vorstechnadeln. Große und kleinere Rosetten, ebenfalls mit Perlenverzierungen, sind da und gestickte Halsketten und Schnallenschuhbesätze. Ein anderes Fenster zeigt ein Körperchen aus weißem Rohhaar und Stroh und gefüllt mit den mannigfaltigsten Blumen aus Rohhaar, Seide und Stroh. Besonders hervorragend aber sind die andern Vitrinen mit den großen freisunden Tischdecken, den sternbesäten Tischläufern und Fensterbehängern, bei denen unsere Damen aus dem Verwundern gar nicht herauskommen.

Das Innere des Pavillons veranschaulicht die Sitz der aargauischen Strohindustrie durch vier große photographische Reproduktionen: Wilbegg, im aargauischen Aaretal; dann Wohlen, den Hauptsitz der heutigen Strohindustrie, ferner Meisterschwanden und Fahrwangen im aargauischen Seetal und schließlich Muri, im aargauischen Oberfreiamt, wo die Strohindustrie als Hausindustrie noch besonders zu Hause ist. Sämtliche Photos rahmen Applikationsarbeiten aus den Moden von 1860 bis 1890 ein; dann Bordüren und Blenden aus den Jahren 1850—60; Strohspitzen und Guipüren von 1860—90. Ferner reizende Filigranarbeiten aus dem 19. Jahrhundert und alte Strohbroderien, die in einem Notenblatt das Liedlein: „Im Aargau sind zwei Liebi“ vertonen.

Wie schon gesagt, gehören diese ganzen Herrlichkeiten der Vergangenheit an. Die Schwierigkeit der Fabrikation in gefärbtem Hanf und die Unmöglichkeit, Rohhaar und Stroh in hellen, reinen Farben zu bringen, beschränkte die Verwendung der daraus gemachten Geflechte. Sie wurden wenig mehr verlangt und verschwanden seit dem Jahre 1896 fast gänzlich vom Markt. Einige Zeit nachher, als die Seide besonders in Schwung kam, wußten die Aargauer auch aus ihr Nutzen für ihre Webereien zu ziehen. Durch Zusammenleimen der feinen Seidenfäden schufen sie ein dem Stroh ähnliches Band von großem Glanz, und bis dahin nicht gekannter Farbenpracht und verhalfen so der

ganzen Industrie zu neuer hoher Blüte. Während mehreren Jahren brachte namentlich der Hausindustrie auch die Verwendung von Seidenbast mit seidenfeinen, aus Böhmen importierten Lindeholzspänen, gewaltigen Absatz. Dann kam die Erfindung der Kunstseide und des künstlichen Rohhaars und brachte für kurze Zeit neue Abwechslung in die Industrie. Später spielte die sogenannte „Ramie“ eine wichtige Rolle.

Die Ramiefaser stammt von einer exotischen Nesselpflanze und wird durch einen Gährungsprozeß vom Stengel freigemacht, pegniert, auf Maschinen appretiert und zu Bändern verarbeitet, die ein vorzügliches Rohmaterial sowohl für Hand-, wie für Maschinengeflechtfabrikation liefern.

Die gegenwärtigen Strohverarbeitungserzeugnisse werden an unserer Ausstellung in 11 übersichtlich angeordneten Fenstern gezeigt. Das erste links neben dem Eingang zur Ausstellung zeigt die

aus Japan und China zur Veredelung importierten Strohgeflechte in gebleichtem und gefärbtem Zustande. Lange Zeit war es ausschließliches Schweizergeheimnis, die Strohse in höchster Weise zu bleichen und farbenrein zu färben. Aber es ging dieser Industrie auch wie z. B. der Uhrenfabrikation. Schweizer wanderten in fremde Länder, z. B. nach England aus, verrieten dort das Geheimnis und wurden Konkurrenten des eigenen Heimatlandes.

Das zweite Fenster zeigt Halmhüte („Röhrlhüte“) in allen erdenklichen Formen für Herren und Damen und in verschiedenen Stadien während des Zusammennähens. Es folgen Geflechte aus dem Stroh ähnlich gemachter Seide. Zwei vollständig aus Geflechten garnierte, moderne Damenhüte sehen wir hier, dann Bordüren und Bänder als Rohmaterial. Gut getroffen ist eine großmächtige Sonnenblume mit Blättern, sowie eine Anzahl Früchte, Blüten und Blätter, die durch besondere Eigenart die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das Fenster will diese Industriespezialität von 1900 bis 1914 veranschaulichen. Im vierten Fenster erkennen wir Ramie-Produkte: Bänder und Hüte aus gefärbten Holzspänen, dann Blumen und allerforten Rohmaterial für unsere Putzerinnen. Die weiteren, geschmackvoll dekorierten Fenster zeigen wiederum Strohähnlich gemachte Seide, fertige, ungepuckte Damenhüte wie sie heute getragen werden, dann schwarz gefärbte und violette, auf Dünntuch und seidene Gazegewebe einbrotschierte Strohornamente. Von den Fenstern rechts seitlich des Einganges fallen die Rüherlappen aus den Freiburger Strohgeflechten nur wenig auf. Dagegen um so mehr die Artikel aus Kunstseide und die Hanfgeflechte, unter denen wir Tuche, vollständig garnierte Damenhüte, ferner Blumen und Früchte erkennen.

Eine ganz interessante Vitrine ist auch die mit Rohmaterialien angefüllte: wie breitem Panamastroh, Silberbast, künstlichem Rohhaar, Lupighanf, aus dem die feinsten Herrenhüte gefertigt werden; dann lernen wir hier glänzende Kunstseide kennen und ein schönes Ramieband, das wie Damastseide glänzt. — Das schönste Fenster, unter denen, die die heutige Strohindustrie vertreten, ist aber das sechste links vom Eingang, in welchem gezeigt wird, wie seit 1900 wiederum der Versuch gewagt wird, allerlei Hand-

arbeiten aus Stroh und Rohhaar herzustellen. Reizende, mit rosa und hellblauen Seidenstoffen unterlegten Babyhauben mit schönen, einfachen Ornamenten verziert, sehen wir hier zur Freude aller junger Mütter und kunstfrohen Gemüther. Dann liegen schöne Filigranarbeiten auf, Echarpes, Fenster- und Kinderbettbehängen appliziert neben phantasievoll geflochtenen Schnallen, Broschen und Vorstecknadeln. Sogar Hutfedern werden gezeigt und die Vogel-freunde wird besonders interessieren, zu sehen, daß es der aargauischen Strohindustrie gelungen ist, selbst die prächtige Reiherfeder nachzumachen. Ob sich dieser neue Versuch, die alte schöne Ornamenthandweberei wieder einzuführen und zur ordentlich bezahlten Hausindustrie zu erheben, bewähren wird, hängt ganz von der Mode ab. Zu wünschen wäre, daß sie wohl wechselte, um der Phantasie neue Nahrung zuzuführen, aber doch die schönen Strohhapplikationen nie ausschaltete.

Die aargauische Industrie steht überhaupt seit längerer Zeit in einer Periode beständigen Kampfes. Das Ausland mit seinen zum Teil Hungerlöhnen macht ihr das Leben schwer und bedroht ihre Konkurrenzfähigkeit. Die ärgsten Konkurrenten sind neben den Italienern, die Japaner, die z. B. in Tagal- (Hanf-) Artikeln geradezu eine Ueberproduktion auf den Markt schleudern, gegen die niemand anderes aufkommen kann. Nur durch Schaffung immer neuer Dessins ist es der aargauischen Strohindustrie in den letzten Jahren noch gelungen, die Maschinengeflecht-Fabrikation im Gange und auf der Höhe zu erhalten. Zu erwähnen ist auch, daß die aargauische Strohindustrie seit über dreißig Jahren in großem Umfange den Zwischenhandel mit Bleicherei und Färberei in japanischen und chinesischen Geflechten betreibt, die in ganzen Schiffsloadungen nach Europa gebracht werden und die das Material für die eigentliche Strohhutfabrikation liefern. —

Heimreise zur Kriegszeit.

Dr. Karl Stord, der bekannte Musik- und Kunstschriftsteller und Redaktor des „Türmer“, befand sich zur Zeit des Kriegsausbruches auf einer Studienreise in Italien. Er schildert nun im Septemberheft des „Türmer“ seine Heimreise nach Deutschland, auf der er es in die Mobilmachungstage der Schweiz traf. In Basel konnte er des Andranges wegen die Grenze nicht sofort passieren. Er hatte Zeit, das Leben in der Stadt zu beobachten. Es fiel ihm die fast unerklärliche Aufregung der Bevölkerung auf. Man hätte glauben können, so meinte er, in der Schweiz selbst sei der Krieg ausgebrochen. „Ich habe noch nie etwas Ähnliches von einem Sturm auf die Banken gesehen wie hier. In Basel standen die Leute vor allen Bankhäusern noch weit auf die Straße hinaus. Und wenn man Stunden später wieder vorbeiging, hatte sich am Bilde nichts geändert.“ Dann spricht er von der Einhelligkeit, mit der die Schweiz auf Seiten Deutschlands stehe. „Man war voll höchster Bewunderung, ja Begeisterung für die Haltung unseres Kaisers, und fand kein Wort zu scharf, um das hinterhaltige, heuchlerische Verhalten des russischen Monarchen zu brandmarken. Man wollte sich nicht zum Glauben verstehen, daß Frankreich mit diesem „meineidigen Chaib“ gemeinsame Sache machen könne.“ Auch die unsinnigen Gerüchte vom beabsichtigten Einfall der Franzosen und vom bevorstehenden Handstreich Italiens auf den Tessin erschienen ihm bezeichnend für die Aufgeregtheit der Basler.

Acht Tage brauchte er für seine Reise von Romanshorn nach Berlin. Seine Erlebnisse auf der Eisenbahnfahrt durch das mobilisierende Deutschland lassen wir ihn selbst erzählen.

„Niemals werde ich diese Reise vergessen können, die mit allen ihren Mühseligkeiten mir die stärksten Eindrücke gebracht hat, die ich je erlebt habe. Schon in Friedrichshafen fing es an. Es war, als wären die Rollen vertauscht, als sei man aus einem im Krieg befindlichen Lande in neutrales Friedensland gelangt. Der amtliche Betrieb, die Bevölkerung, das gesamte Leben war viel ruhiger als in der Schweiz. Wohl wurde uns berichtet, daß auch hier Panik gewesen sei, aber die mußte sich nach wenigen Tagen völlig gelegt haben. Jetzt war überall dieselbe ruhige klare Zuversicht.“

Zwischen Reservisten und Landwehrmännern, die nach ihren Sammelplätzen eilen, sitzt die bunt zusammengesezte Schar der Reisenden. Nur wenige haben ein kurzes Reiseziel, die meisten haben schon mehrere Fahrtage hinter sich und nehmen ergeben die Mitteilung entgegen, daß man jetzt Tage fahren mußte für Strecken, die sonst in Stunden zurückgelegt wurden. Der lange Zug schleicht langsamer als ein Güterzug dahin. An jeder Bahnstation macht er Halt; sie alle sind bewacht, an den Strecken stehen Soldaten, und auch hier schon durch weiße Binden gekennzeichnete Bürgerwachen.

Bald wird es lebendiger. Unendlich lange, mit Truppen dicht besetzte Züge fahren an uns vorbei. Die Truppen singen und jubeln, schreien hurra und rufen Abschiedsgrüße herüber. Da wird's auch in den Wagen der Heimreisenden lebendiger. Die Fenster sind niedergelassen, die Kinder winken jedem Posten zu. Es entsteht ein Grüßen, Winken und Anrufen hin- und herüber. Je mehr wir ins Land hineinkommen, um so bewegter, um so einmütiger und einhelliger wird das Leben. Jeder, der nicht zu den Waffen eilt, fühlt seine Nichtigkeit in dieser Zeit. Es versinkt alles, was einen noch vorher beschäftigte, es gibt nur einen Gedanken: da hinten ist Krieg! Nur eine Beschäftigung, nur ein Herzensbedürfnis: die Beziehungen zu diesen Menschen, die hinaus-eilen zum Kampf!

Der Jubel wird immer lauter, das Grüßen herzlicher. Ich habe es niemals für möglich gehalten, daß es so viele schöne Gesichter in der Welt gibt. Es ist ein Leuchten in den Augen, ein glühendes Empfinden, ein Hinausgehobensein über den Alltag, über alle Gewöhnlichkeit, Niedrigkeit des Daseins, das auch körperlich verhöht und veredelt. Auch Frauen und Kinder werden immer mehr von der Männerstimmung gepackt, die aus den riesigen Soldatenzügen wie ein heißer Wind herüberweht. Man gewinnt Sinn für den harten kantigen Soldatenhumor. Die Wände der mit Blumen und Baumzweigen geschmückten Wagen sind über und über beschrieben. „Serbien muß sterben.“ „Franzosen, Russen, Serben, alle müssen sterben.“ „Eilgut nach Paris.“ „Auf jeden Schuß ein Ruß, auf jeden Stoß ein Franzos.“ „Auf zum Schlachtfeld nach Paris!“ „Gratis Bauland abzugeben an Deutsche in der Umgebung von Paris.“ „Zohn Bull, du kriegst die Nase auch noch voll!“ Die merkwürdigsten geographischen Vorstellungen scheinen drüber zu spuken. An manchen Wagen ist als Fahrtrichtung angegeben: „Ueber Paris nach London und St. Petersburg“, und in festen, großen Buchstaben wird an einer Wand verkündigt: „Rußland muß noch babisch wer'n!“ „Vorsicht! Deutscher Stahl! Mittel gegen Russen, Wanzgen und Franzosen!“ Oder ganz toll: „Wir machen aus dir, du Zarenfürst, nur noch Blut- und Leberwürst!“

Nach sechsständiger Fahrt langen wir in Ulm an. Die Festung ist übertoll von Soldaten. Das Straßenbild ist voll tollen Lebens. Aber es bedarf keiner Weisung, jeder ist bestrebt, überall und in jedem Betracht für das Militär Platz zu machen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Hilfe zu leisten. Alles andere ist Nebensache. Große Bierwagen werden jetzt von Ochsen gezogen, gelegentlich sieht man auch ein Kuh neben einem Pferd eingespannt. Die seltsamsten Gefährte werden hervorgeholt, da die guten Wagen alle abgegeben sind.